

JOACHIM H. BÖTTCHER

ESPOSITO

Der Todesengel des
Baphomet

Thomas Schnyder ermittelt Band I

KRIMINALROMAN

Für meinen Freund Volker Pleil.
Du bist und bleibst die coolste Socke auf dem Planeten.
Baba forever!

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51
Kapitel 52

Kapitel 53

Kapitel 54

Kapitel 55

Kapitel 56

Kapitel 57

Kapitel 58

Kapitel 59

1

Der Oktobernachmittag war aussergewöhnlich sonnig. Serina spielte ein wenig lustlos mit ihrem Laufreifen auf dem Feldweg am Waldrand.

Normalerweise rannten sie und ihre beste Freundin Regula ihren Reifen solange hinterher, bis sie völlig ausser Puste waren. Immer und immer wieder trieben sie geschickt ihre Reifen mit Stockhieben vor sich her. Schneller und immer schneller.

Normalerweise.

Normalerweise liessen sie sich auch nach Atem ringend zu guter Letzt lachend auf eine Bank unter einem dicken Baum fallen, der majestätisch an einer Weggabelung thronte.

Es war ihre Bank.

Hier spielten sie immer.

Nun schon seit vielen Jahren.

Seit sie sich in der Volksschule kennengelernt hatten. Fast jeden Tag. Hier unter dem Baum war ihr Platz. Im Sommer spendete er ihnen Schatten. Überraschte der Regen sie, war es unter ihm einigermaßen trocken. War eine von ihnen traurig, spendete der Baum neben den aufmunternden Worten der Freundin zusätzlichen Trost. Im Sommer lagen sie gerne unter ihm und schauten einfach nur nach oben. Schauten sich das Glitzern der Sonnenstrahlen an, die sich über ihren Köpfen einen Weg durch das Blattwerk der mächtigen Krone bahnten.

Dann war es perfekt.

Normalerweise jedenfalls.

In letzter Zeit war gar nichts mehr perfekt. Ständig musste Regula ihrer Mutter in der Küche helfen. Seit auch sie wie

Serina dreizehn geworden war, passierte das immer öfter.

»Doofe Kuh!«, dachte Serina bei sich.

Inzwischen war sie an ihrem Baum angekommen und liess sich ein wenig frustriert auf die Bank unter dem Baum plumpsen.

So richtig langweilig war ihr. Warum musste Regula ausgerechnet heute in der Küche helfen? Es war doch so schön. Serina stützte die Ellenbogen auf die Knie. Nichts. Ihr wollte einfach nichts einfallen, was sie alleine und ohne ihre beste Freundin spielen könnte.

»Du weisst doch, wie sehr meine Mama sich aufregt, wenn ich ihr nicht zur Hand gehe«, hatte Regula flüsternd zu ihr gesagt.

Dann liess sie Serina einfach vor der Tür stehen. Einfach so. Und ob sie das wusste. Das letzte Mal hatte es eine wahre Schimpfkanonade gegeben, als Regula gerade mal eine halbe Stunde zu spät nach Hause gekommen war. Ihre Mutter hatte ihr ordentlich eine gescheuert. Mit roter Wange weinend dastehend hatte sie zu allem Überfluss sogar noch eine Woche lang Stubenarrest bekommen. Ihre Mutter war ziemlich streng. Und das nur, weil ausgerechnet sie und ihr Mann die Beiz im Dorf betrieben. Ständig musste die arme Regula Kartoffeln schälen, aus denen dann für die hungrigen Gäste Rösti zubereitet wurde.

Sollten sie sich doch einfach ein Brot schmieren!

Serinas Mutter war anders. Das einzige, was sie aufregte, war, wenn sie abends zu spät nach Hause kam. Da wurde auch sie böse.

Zumindest ein bisschen.

»Um sechs Uhr gibt es Nachtessen«, hatte sie ihr noch nachgerufen, als sie mit dem Laufreifen davonhopste.

In der Ferne schlug wie auf Bestellung die Kirchturmglöcke. Sie zähle mit. Fünf Schläge. Ein bisschen Zeit blieb ihr also noch, ehe sie aufbrechen musste.

Sie griff unter die Bank und holte einen verwitterten Blechkasten hervor, den Regula und sie dort immer

versteckten. Hierin bewahrten beide ihre Schätze und Geheimnisse auf.

Viel war es nicht: Eine kleine Miniaturpuppe, die nur noch ein Bein hatte, bunte Haargummis und ein paar Messingknöpfe. Und dann waren da noch ihre kleinen Notizbüchlein, in die beide Mädchen ihre intimsten Gedanken schrieben.

Regula gehörte das blaue.

Gerade wollte Serina ihr rotes Büchlein öffnen, als ihr unbehaglich wurde. Plötzlich überkam sie das Gefühl, beobachtet zu werden. Ihr wurde es unheimlich. Sie schaute sich um. Nichts. Weit und breit war niemand zu sehen. Sie blieb eine Weile schweigend sitzen und lauschte.

Stille – sie war ganz sicher allein.

Just in dem Moment, als sie das Büchlein aufschlug, zog es sie mit einem Ruck empor.

Sie wollte schreien, doch ihre Stimme versagte. Zu eng war die Schlinge bereits um ihren Hals. Zog sich immer fester zusammen. Raubte ihr den Atem.

Ihre Hände zerrten an der Schlinge um ihren Hals, versuchten sie zu lösen. Sie strampelte mit ihren Beinen, kickte nach unten, suchte nach Halt, spürte jedoch, dass ihr der Boden unter ihren Füßen fehlte. Verzweiflung packte sie. Mit schwindenden Sinnen blickte sie nach oben, blickte in die dunklen Augen ihres Peinigers. Gefühllos schaute er auf sie herab. Kalt und berechnend. Er lag auf einem dicken Ast und zog sie immer weiter empor. Wie eine Gottesanbeterin hatte er seinem Opfer aufgelauert, um dieses im entscheidenden Moment zu packen. Ihre Sicht trübte sich allmählich ein. Der Blick wurde immer verschwommener.

Schliesslich fehlte ihren Händen die Kraft, an der Schlinge zu zerren. Sie folgten den Gesetzen der Schwerkraft und fielen schlaff baumelnd zu ihren Seiten herab. Ein angenehmes Licht tauchte vor ihrem inneren Auge auf. Es war wie ein sich drehender Tunnel. Sollte sie durch den nun

hindurchschreiten? Plötzlich wurde Serina klar, dass sie sich zum Abendbrot definitiv verspäten würde.

Was würde Mama wohl sagen?

Dann wurde sie ohnmächtig.

Und alles war schwarz.

2

Er schnaufte bereits voller Vorfreude, als er das immer gleiche Ritual begann. Mit dem Zeigefinger seiner linken Hand liess er zunächst zittrig die Streichholzschachtel aufgleiten. Ausgemergelt und grüngelblich bleich erschien deren Haut, mit langgliedrigen, leicht gekrümmten Fingern.

Voller Erwartung aufgrund des bevorstehenden, immer gleichen Rituals. Er entnahm ein Zündholz und setzte es an der sandigen Reibfläche an. Bevor er es aufflammen liess, um damit seine Dienerinnen zu rufen, schaute er sich um. Der Raum glich eher einem Verliess denn einem Zimmer. Geradezu lächerlich niedrig. Die Deckenhöhe bestenfalls vergleichbar mit der eines Kriechkellers. Er vermochte einigermaßen, darin zu stehen.

In der Mitte stand ein schlichter Gartentisch aus verwittertem Kirschholz, dessen ursprüngliche Anmut und Schönheit bereits vom Regen hinweg gewaschen wie von der Sonne hinfort gesengt waren.

Vor dem Tisch stand ein dreibeiniger hölzerner alter Melkschemel, von dessen runder Sitzfläche seitlich die bis zur letztlichen Unbrauchbarkeit abgenutzte Garnitur zum Umschnallen aus Leder herunterhing.

Auf dem Tisch befand sich ein Kerzenleuchter aus Messing, der jedoch schon seit einigen Wochen nur noch eine Kerze, inzwischen ein Stummel, gesehen hatte. Die anderen hatten sie ihm weggenommen. Ebenso die Bücher, die er so liebte und deren Lektüre ihm eine vorübergehende Flucht aus seinem kümmerlichen Dasein in der Welt dusterer Schatten ermöglichte.

Das letzte Tageslicht der gerade untergehenden Sonne schien durch das winzig kleine, mit verwitterten Stäben vergitterte Fenster auf die teilweise mit schwarzem Schimmel überzogene meterdicke Wand auf der gegenüberliegenden Seite. In Kürze würde die Dunkelheit der bevorstehenden Nacht die Oberhand über den Raum gewinnen.

Die Dunkelheit, vor der er sich so fürchtete und deren Dämonen, die sich mit ihren grässlichen Fratzen in seine Träume frassen, um ihn schliesslich schweissgebadet aus dem Schlaf zu reissen.

Er liess seinen Blick weiter wandern, bis seine Augen in der Ecke auf einem Haufen achtlos hingeworfener Kleider zur Ruhe kamen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie ihm auch diese nehmen würden.

Und den Tisch.

Und den Schemel.

Zu guter Letzt auch den mit trockenem Buchenlaub gefüllten Kartoffelsack, der ihm in der Ecke mit den Kleidern als Schlafstätte diente, seit sie ihm Bett und Matratze fortgenommen hatten. Sie hatten ihn gezwungen zuzusehen, wie sie beides zu seinem Entsetzen vor seinen Augen verbrannten.

Beim Gedanken daran entfuhr ihm ein Laut.

Wie das Gurgeln sich in einen engen Abfluss hinunter schlingernden Wassers.

Eisig.

Kalt und zurückweisend.

Wie die Umwelt, die ihn umgab und zu dem gemacht hatte, was er heute war. Hätte er seinen Blick von den Flammen abgewandt, die seine Schlafstätte frassen, hätte er sicher wieder tagelang auf sein Essen verzichten müssen. Das Ausbleiben von Nahrung setzte ihm weniger zu. Das immer regelmässiger Ausüben seines kleinen Rituals hatte den Hunger in ihm längst auf ein Minimum reduziert. Was ihm jedoch heftig zusetzte, war der Verzicht auf Wasser. Bei

ihrer letzten erzieherischen Massnahme hatten sie ihn fast verdursten lassen.

Eine von vielen Erfahrungen, die er höchst ungern zu wiederholen gedachte.

Mit geübtem Streich liess er das Zündholz aufflammen und entzündete die Kerze, die dem Raum sogleich ihr nervös hin und her flackerndes gelbliches Licht schenkte. Nun war es an der Zeit, die braunen Feen zu rufen. Hierzu legte er sich seitlich auf seine Schlafstelle und nahm seine sorgsam gestopfte Bambuspfeife in die rechte Hand.

Hastig schnellte seine Zunge heraus, um das Mundstück der Pfeife anzufeuchten. Schnell wie die Zunge eines böartig blickenden Lurches, der im Hinterhalt darauf lauerte, seine ahnungslose Beute zu überraschen.

Er setzte die Pfeife an und stocherte nochmals im Tabak herum, bevor er diesen mit geübten Zügen dem Feuer der Kerze aussetzte, um in ihm die Glut zu entfachen, die er und seine kleinen Engel gleich so dringend brauchten.

Mit der anderen Hand spiesste er ein rundes schwarzes Klümpchen auf eine verbogene und ebenso von Russ geschwärzte Nadel. Das Klümpchen setzte er ebenfalls der Hitze der Kerzenflamme aus, bis das Chandoo seine zunächst flüssige Form verändert hatte und zu einem zähen Pech verdickt war.

Er wurde immer nervöser ob des unmittelbar bevorstehenden Ereignisses. Sorgsam blies er die ebenso hektisch tanzende Flamme gegen das aufgespiesste Chandoo. Er war stets darauf bedacht, dass diese am Leben blieb, denn es waren nur noch wenige Streichhölzer in der Schachtel übrig.

Dann war der Moment gekommen. Grün-schwärzlich schimmernd leuchtete ihm das Klümpchen entgegen, als er die Nadel mit der nun leicht zähflüssig gewordenen Masse der gleichmässigen Glut in der engen Öffnung des Meerschäumkopfes seiner Pfeife aussetzte. Routiniert drehte

er die nun verheissungsvoll in den Tabak eintauchende Nadel leicht, um einen winzigen Kanal zum Bambusrohr der Pfeife zu bilden und zog diese anschliessend behutsam wieder heraus.

Nun machte er es sich soweit bequem, wie es auf seiner hierfür eigentlich ungeeigneten Schlafstätte eben möglich war, drehte den Pfeifenkopf langsam nach unten und hielt ihn erneut über die Flamme.

Geübt zog er den süsslichen Rauch des Opiums ein und behielt diesen jeweils möglichst lange bei sich. Zunächst gierig, wie ein Ertrinkender, der kurz vor dem Erstickungstod wieder frische Luft zum Atmen erhält. Dann behutsam und immer tiefer atmend.

Der Effekt, jener eigenartige Zustand des wohligen Behagens, liess zu seiner Enttäuschung länger auf sich warten als bei den letzten Malen.

Schon stieg ein Gefühl der Enttäuschung in ihm auf, wenn er in seinem abgestumpften Sein zu so etwas wie Gefühlen überhaupt noch in der Lage war.

Dann setzte der mit Sehnsucht erwartete Zustand ein, und die Droge liess ihn die Welt durch einen Schleier sehen, nahm allen Kummer, jegliches Empfinden von Last und all die dunklen Bilder von ihm.

Und sie kamen wieder.

Engelsgleich geflügelte Jungfrauen von betörender Anmut und Reinheit. Sie nahmen ihn in ihre Arme und schmiegten ihre nackten Körper an ihn. Begannen lasziv und fordernd, ihre festen Brüste an ihm zu reiben. Sämtliche Gedanken an Kummer verliessen ihn jetzt, vermischten sich mit seiner Umgebung und wurden von ihr absorbiert.

Nur dank der Droge fühlte er.

Fühlte überhaupt.

Fühlte sich völlig frei.

Frei von den Zwängen seiner Peiniger. Fiese Peiniger, die ihn einerseits quälten und denen er sogleich so viel verdankte. Flucht in ein Gefühl, nur noch übertroffen vom

fast schmerzend anschwellenden Verlangen nach geschlechtlicher Befriedigung. Während er sich berauscht Abhilfe verschaffte, tauchte sein Wesen in sein Innerstes. Wie durch Watte gedämpft nahm er die Funktionen seines Körpers wahr.

Nachdem die Wellen des ansonsten für ihn bedeutungslosen Höhepunktes verebbt waren, spürte er seinen Herzschlag. Sein dumpfer und langsamer werdender Puls klang wie der tiefe Ton einer in weiter Ferne geschlagenen Basstrommel.

Sogleich spürte er den Strom seines Blutes durch die Adern.

Spürte, wie dieses das geheuchelte Gefühl unendlicher Harmonie und vollkommender Bedeutsamkeit durch ihn hindurchfliessen liess. Schon wollte er sich auf den bald verblassenden vielfarbigen Lichtstrahl setzen, der ihn nur deshalb neckend blendete, um ihn in die wohlige Müdigkeit und das bodenlose Vergessen hinab zu reissen.

Die Droge der Entrückung hatte ihre Wirkung voll entfaltet und erwartungsgemäss die Schwere um ihn herum zu angenehmen Vorstellungen aus dem Reich der Sinnlichkeit mutiert. Dann übergab der Wirkstoff des Mohns ihn der Stille und Sanftheit.

Er wusste: Schon bald würde der Rausch beginnen abzuebben, würde sich bleierne Müdigkeit gepaart mit narkotischem Schlaf über ihn senken.

So berauscht griff er die Karten und liess diese, jedes einzelne Bild sorgfältig betrachtend, durch seine Hände gleiten.

Schliesslich blieb sein Blick auf der obersten Karte haften, bevor seine Augen in stoischer Langsamkeit in die andere Ecke des Raumes glitten. Dort sah er die graue Decke, die das Bündel verdeckte, das er nach getaner Arbeit achtlos dort abgelegt hatte. Bevor Morpheus' Schwingen ihn vorübergehend tröstend mit einem Gefühl zwischen

Ohnmacht und Schlaf umfingen, blickte er noch einmal auf die Karte.

Und dann wusste er: Es musste geschehen.

Mögen die Spiele beginnen.

Heute Nacht.

3

Sein Wecker klingelte um 5:30 Uhr. Und wie eigentlich jeden Morgen war Thomas Schnyder bereits wach. Er aalte sich noch ein wenig in den Federn, streckte sich genüsslich, um dann endlich einen Fuss unter der Bettdecke hervorlugen zu lassen und dem Bett zu entsteigen.

Der Morgen war aussergewöhnlich kalt, und er bereute sofort, die Kälte seines geräumigen Schlafzimmers gegen die Wärme des Bettes eingetauscht zu haben.

Es fröstelte ihn spürbar, als er seine Bartbinde ablegte und nach seinem dunkelblauen Morgenmantel griff, den er sorgsam an einem Haken neben seiner betont schnörkellosen Kommode aus Walnussholz drapiert hatte. Ein wenig in die Jahre war dieser Überzieher gekommen. Und nachdem er kurz überlegte, sich eventuell demnächst einen neuen zuzulegen, streifte er ihn rasch über und spürte sofort die Wärme, die dieser zu schenken vermochte.

Er verwarf den Gedanken an einen neuen Morgenmantel wieder und schritt zur Tür.

Die Stufen zur Haustür hinabschreitend dachte er über die bevorstehenden Ereignisse des Tages nach. Zumindest über die, die sich fest planen liessen.

Oft kam es anders.

Das brachte seine Profession als Ermittler bei der Zürcher Kantonspolizei nun mal mit sich.

Gleich vormittags wollte er nochmals zu den Eltern Herberts gehen, des Knaben, der seit nunmehr acht Wochen spurlos verschwunden war. Sein Vorgesetzter hatte den Fall längst aufgegeben. Das hätte auch er. Doch, im Gegensatz zu seinem Chef, war Thomas derjenige, der in die

leergeweinten Augen der Eltern zu blicken hatte, um dort eines zu sehen: Hoffnung. Und wenn es in den letzten Tagen auch nur noch die Hoffnung auf Gewissheit war.

Auf die Gewissheit, dass dem Jungen wohl etwas Fatales zugestossen war.

Ein glückliches Ende hatte auch er längst *ad acta* gelegt, doch brach ihm der Gedanke, den Eltern den Tod des Knaben mitzuteilen, schier das Herz.

Mehr als zehn Jahre war er nun bei der Kriminalpolizei des Kantons Zürich. Und immer noch fiel es ihm schwer, Überbringer von Todesnachrichten zu sein.

Zu oft hatte er miterlebt, wie die Worte, kaum waren sie gesprochen, den Betroffenen jede Freude vom Antlitz nahmen. Sie versteinerten, um die Wucht der Worte überhaupt ertragen zu können.

Kapselten sich ein.

Hörten alles, wie durch einen Filter, der, einer Glocke gleich, über ihr Bewusstsein gestülpt worden war.

Manchmal hatte er das Gefühl, sein Gegenüber altere, kaum waren die Worte gesprochen. Es ergraute förmlich vor seinen Augen. Und mit jeder überbrachten Todesnachricht war es ihm, als stürbe auch ein Teil von ihm.

Daran hatte er selbst nach so langer Zeit im Dienst immer noch zu knabbern.

Inzwischen war er an der Haustür angekommen und suchte seine Schlappen, da er wenig Lust darauf verspürte, die Strecke bis zum Tor barfuss zurückzulegen. In den sonnigeren Monaten genoss er das sogar. Doch erlebte die Stadt einen strengen Herbst. Der eisige Griff des bevorstehenden Winters hatte auch das kurze Stück Weg bis zum Milchkasten schon in sein kaltes, weisses Kleid aus Raureif gehüllt.

Wo waren nur die verflixten Schlappen?

Er machte sich in Gedanken eine Notiz, dass er sein Dienstmädchen deswegen rügen musste. Gutes Personal war schwierig zu finden dieser Tage. Diese leidvolle

Erfahrung hatte er bereits mehrfach hinter sich. Einige der letzten Dienstmädchen luden gar während seiner Abwesenheit einfache Männer der Arbeiterschicht zu sich ins Gemach, um sich mittels Gelegenheitsprostitution ein paar Franken dazuzuverdienen. Und das, obwohl er ihnen allen einen anständigen Lohn zahlte. Die Dienstverhältnisse beendete er natürlich sofort und schenkte der Auswahl seines Personals fortan mehr Aufmerksamkeit.

Luise war Anfang der Vierziger, doch hatte sie bereits das Aussehen einer Frau in den Mittfünfzigern. Die verstrichene Lebenszeit und die schwere körperliche Arbeit bei vermutlich weniger angenehmen Dienstherrn hatten deutliche Spuren hinterlassen.

Schwer vorstellbar, dass eine solche Person im horizontalen Gewerbe nennenswerte Erfolge würde feiern können. Er musste verwegen schmunzeln. Sie hatte erst vor knapp vier Monaten bei ihm angefangen. Und doch war seinen Anweisungen weiterhin strikt zu folgen. Und diese Anweisungen sahen nun einmal vor, dass seine Schlappen ordentlich neben der Eingangstüre bereitzustellen waren.

Ganz gleich, wann und wo er diese am Abend zuvor ausgezogen und abgestellt hatte!

Angestrengt versuchte er, sich zu erinnern. Zielstrebig schritt er nach nebenan in den gediegenen und doch schlicht eingerichteten Wohnraum.

Er hasste jede Form aufgesetzten Poms.

Vor dem offenen Kamin standen sein lederner Lesesessel und davor der Fusschemel. Zu dessen Seiten standen seine Pantoffeln. In ihnen befanden sich achtlos hineingestopfte Socken.

Er erinnerte sich wieder.

Er hatte über einigen Unterlagen seines Falls gebrütet und war schliesslich, wie so oft, mitten in der Nacht ermüdet und barfuss ins Richtung Bett getrottet.

Den Gedanken, Luise zu rügen, löschte er sogleich wieder.

Wer konnte es ihr verübeln, gegen drei Uhr nachts bereits selbst zu schlafen?

Nachdem er sorgsam die Socken in den Taschen seines Morgenmantels verstaut hatte, glitten seine Füße in die Pantoffeln. Wieder in der Lobby angelangt, drehte er entschlossen zwei Mal den Schlüssel im Schloss, drückte die Klinke nach unten und öffnete die schwere Eichentür.

Die Tür war immer zwei Mal verschlossen.

Eine seiner vielen Marotten, die er sich angeeignet hatte, nachdem eine Versicherung ihm die Leistung nach einem Einbruchdiebstahl mit der Begründung verweigert hatte, die Tür sei nur einfach verschlossen gewesen.

Ein Einbruchdiebstahl.

Ausgerechnet bei ihm.

Einem Vertreter der Kriminalpolizei.

Für seine Kollegen war dies ein gefundenes Fressen. Es hatte Wochen gedauert, bis ihre mit ironischem Witz gewürzten Sticheleien aufgehört hatten.

Durch die geöffnete Tür wehte von der nahen Limmat eiskalte Luft herüber, die ihn die vielleicht zwei, drei Grad über dem Gefrierpunkt noch deutlicher spüren liess, als er in Richtung Tor loslief. Es war immer noch dunkel und die wenigen nervös zuckenden Gaslaternen an der Schipfe schienen ihren Schein der Witterung angepasst zu haben. Sie tauchten den kurzen Weg in ein abweisend bläuliches Licht, nur unterbrochen vom langen und gespenstischen Schatten einer Linde.

Rasch nahm er die Morgenzeitung und die Flasche mit frischer Milch aus dem Milchkasten und eilte wieder hinein ins Warme, wo er sich erstmal die Kälte von seinen Händen hauchen musste.

Vor dem Frühstück ging er jedoch wie jeden Morgen erst einmal ins Bad und duschte sich, bevor er sich seinem täglich aufwendig zelebrierten Ritual einer perfekten Nassrasur zuwandte.

Zur Vorbereitung klappte er sein Rasiermesser auf, strich dessen Klinge gekonnt einige Male über den seitlich bereit hängenden Schleifgurt und legte dessen Klinge in eine Schale heissen Wassers. Dann weichte er die Barthaare seines frisch geduschten Gesichts nochmals einige Minuten mit einem Tuch auf, das er vorher in heisses Wasser getaucht hatte. Anschliessen trug er etwas Rasier-Öl auf, um seine empfindliche Haut schützend geschmeidig zu machen und auf die Rasur vorzubereiten. Es folgte der Griff zu seiner verchromten Schale mit Rasierseife. Er fügte noch etwas Rasiercreme hinzu und begann, beides mit seinem Rasierpinsel aufzuschlagen.

Noch unzufrieden mit dem Ergebnis fügte er ein bisschen warmes Wasser hinzu und rührte die Mischung schön cremig. Endlich zufrieden, schäumte er mit kreisenden Bewegungen sorgfältig sein Gesicht ein.

Die vorgewärmte Klinge des Rasiermessers in seiner Rechten liess er sorgsam mit dem Strich über die Haut gleiten. Immer bedacht, seinen leicht gezwirbelten Schnurrbart stehen zu lassen. Um die Rasur zu vervollkommen, schäumte er sein Gesicht nochmals mit Rasierschaum ein und wiederholte den Durchgang. Er spülte die Schaumreste auf seinem Gesicht mit reichlich kaltem Wasser ab und tupfte sein Gesicht mit einem sauberen Handtuch ab.

Dann griff er zur Dose mit der Barttinktur der Marke *Es ist erreicht* neben dem Waschbecken, fuhr entschlossen mit den Zeigefingern durch die Pomade und gab seinem gezwirbelten Bart den letzten Schliff. Der erneute Blick in den Spiegel machte ihn spürbar zufrieden. Zu guter Letzt griff er nach der Flasche mit After Shave auf der Ablage, verteilte ein paar Spritzer davon auf seinen Händen und klatschte es sich leicht auf die frisch rasierte Haut, die sich dafür sofort mit leichtem Brennen bedankte.

Bevor er zurück ins Schlafgemach schritt, hing er seinen Morgenmantel wieder an seinen angestammten Platz.

Er entnahm dem Schrank ein paar schwarze Socken, die er stets zuerst anlegte, bevor er in die schlichten langen Unterhosen stieg und sich ein weisses Unterhemd überstreifte.

Anschliessend zog er ein kragenloses frisch gebügeltes Schlupfhemd aus Baumwolle an, öffnete die mittlere Schublade seiner Kommode und holte einen frisch gesteiften Kragen mit abgerundeten Ecken heraus, den er mit einem eleganten Perlmutterknopf im Nacken befestigte.

Für das Zähmen der Umschläge an den Unterarmen entschied er sich für gelbgoldene Manschettenknöpfe mit eingearbeitetem Karneol, die er behände durchsteckte.

Dann stieg er in die dunkelbraune Feincordhose und legte einen zu den handgearbeiteten Oxfordschuhen, die er später anzuziehen gedachte, passenden Ledergürtel mit schlichter goldener Dornschiess an. Geschickt schlug er den Hemdkragen hoch und band seine einfarbige dunkelgraue Krawatte zu einem einfachen leicht asymmetrischen *Four-in-hand* Krawattenknoten, wie ihn die Kutscher der Stadt trugen, und der seinen lässigen Kleidungsstil zusätzlich unterstrich.

Anschliessend streifte er eine hohe Dreiknopfweste aus dunkelbraun eingefärbtem Glacéleder über und schlüpfte in ein braungraues *Harris Tweed* Jackett mit Fischgrätmuster, dessen dunkle Lederknöpfe perfekt mit der Farbe der Weste harmonierten.

Die sonst eher üblichen Anzüge trug er nur selten.

Zu oft hatte er berufsbedingt mit Menschen aus einfacheren Schichten zu tun, die meist höchstens eine abgetragene Variante dieses Kleidungsstücks besaßen, um in ihm beim sonntäglichen Kirchgang der gesamten Gemeinde demütige Gottesehrfurcht zu heucheln.

Sein Dienstmädchen hatte ihm weisungsgemäss ein Birchermüsli zuzubereiten, das er wie gewohnt allein am runden Tisch im Erker seines Wohnhauses aus einer einfachen Schale einzunehmen pflegte.

Ebenso wie die Einfachheit der Schale schätzte er eben jene bei diesem Gericht. Haferflocken, Nüsse, ein geriebener Apfel, Zitronensaft und ein wenig leicht gezuckerte Kondensmilch. Das war neben einer frisch aufgebrühten Tasse Kaffee schon alles Nötige, um ihn morgens glücklich zu machen. Ein Arzt aus der Region hatte das Gericht vor kurzem in seinem Sanatorium am Zürichberg entwickelt und populär gemacht. Während viele sich ihr Birchermüsli als leicht bekömmliches Abendessen reichen liessen, schwor er darauf, dass sich zumindest bei ihm die von ihrem Erfinder gepriesene Wirkung noch besser am Morgen entfaltete.

Schliesslich sollte in den roh geriebenen Äpfeln die Kraft der Sonne gespeichert sein.

Wann machte es am meisten Sinn, seinem Körper gebündelte Lebenskraft zuzuführen, wenn nicht morgens?

Perfekt ergänzt wurde dieser Muntermacher durch die erste frisch aufgebrühte Tasse Kaffee des Tages, die er besonders genoss und deren Zubereitung in den letzten Jahren nur wenigen seiner Dienstmädchen verzehrfähig gelungen war.

Luise war eines davon.

Er lächelte voll freudiger Erwartung, als er emsiges Klappern in der Küche vernahm und der verheissungsvolle Duft frischen Kaffees durch die einen kleinen Spalt offenstehende Tür in seine Nase stieg. Behutsam stiess Luise die Tür mit einem Servierwagen auf.

»Guten Morgen, Herr Schnyder«, sagte sie mit leiser Stimme und zwang sich dazu, zumindest ein kleines bisschen erholt und munter zu klingen.

Er wusste, dass Luise alles andere als ein Morgenmensch war.

»Guten Morgen, Luise«, antwortete er. »Danke für das Frühstück und den Kaffee. Stellen sie doch einfach alles ab, bitte. Ich denke, ich komme ganz gut alleine zurecht«, fügte er im Wissen hinzu, dass sie nur darauf wartete, diesen für

sie anstrengenden Dialog und ihren frühen Morgeneinsatz möglichst rasch zu beenden.

»Wir sehen uns dann heute Abend. Gegen halb sieben.«

Schweigend schritt sie an den Tisch. Tastend und unsicher, fast ein wenig zittrig, obwohl jeder ihrer Handgriffe so sicher von statten ging, wie es einem Lernenden nur nach abertausenden stets gleichen Wiederholungen gelingt. Vermutlich hatte sie das Ritual des Eindeckens bereits ebenso oft ausgeführt.

Woher kam diese Nervosität?

Zunächst stellte sie die Schale mit Müsli auf den Platzteller und legte rechts davon eine Serviette mit hineingefaltetem Speiselöffel zurecht. Dann deckte sie die Kaffeetasse ein, um ihm kurz darauf aus der silbernen Kanne vom Servierwagen einzugiessen.

Nachdem sie die Zuckerdose auf den Tisch gestellt hatte, fragte sie: »Brauchen sie sonst noch etwas, Herr Schnyder?«

Wie so oft staunte er darüber, wie wenig von seinen Anweisungen früh morgens zu ihr durchdrang.

»Danke Luise. Nein. Bis heute Abend. Sie dürfen sich zurückziehen.«

Kaum war Luise aus dem Raum, ignorierte er wie üblich die Zuckerdose und weisste seinen Kaffee lediglich mit etwas Milch, um danach geniesserisch einen ersten Schluck zu sich zu nehmen.

Kurz liess er das heisse Getränk die Geschmacksnerven seiner Zunge umspülen, bevor er es hinunterschluckte. Sogleich glaube er zu merken, wie ihn das Koffein noch wacher machte, als er ohnehin bereits war. So eingestellt begann er mit der Morgenlektüre in der bereitliegenden Tageszeitung. Der Aufmacher war erneut dem immer stärker aufkeimenden Klassenkampf zwischen kommunistischen Bolschewisten und Vertretern der kapitalistischen Oberschicht gewidmet. Der Beitrag feierte, für seinen Geschmack zu einseitig berichtend, geradezu einen

gelungenen Sabotageakt an einer Produktionsstrasse in einer grossen Tuchfabrik.

Auf Seite drei fand er, wonach er suchte. Einen Bericht über die immer noch im Dunkeln tappenden Ermittler der Zürcher Polizei.

Anklagend rechnete der Journalist mit ihnen ab, warf der Polizei Untätigkeit und Planlosigkeit vor. Anfangs hatte er sich über diese Art von Berichterstattung noch aufgeregt. Inzwischen liess es ihn kalt. Er konzentrierte sich lieber darauf, seinen Job anständig zu machen. Jedoch wusste er, dass viele seiner Kollegen deutlich betroffener als er reagierten. Einige nahmen sich die abwertenden Kommentare in den Medien richtig zu Herzen. Immerhin liess sich das Wandern von der Titelseite auf Seite drei als Teilerfolg verbuchen. Er beschloss, sich diese Tatsache als Argument für das sicher gleich am Morgen stattfindende und eher unangenehme Gespräch mit seinem Chef zu merken.

Er seufzte.

Als er auf die nächste Seite umblätterte, fiel aus der Zeitung seitlich etwas heraus. Sein Blick blieb auf einer abgegriffenen Karte mit abgerundeten Ecken haften. Sofort vermutete er, dass es sich um eine Spielkarte handeln müsse, da sie mit einem gleichmässigen engen Muster aus roten Rauten bedruckt war.

Als er die Karte umdrehte, war er überrascht. Es bot sich ihm ein völlig anderes Bild, als das von ihm erwartete einer Spielkarte. Was er sah, war keine der Farben Rosen, Schellen, Eichel und Schilten, mit dem Bürger aller Schichten dem Jassen frönten.

Auf der Karte schritt vielmehr ein betont junger Mann in mittelalterlichen bunten Gewändern sorglos auf einen gierig klaffenden Abgrund zu. An den Seiten des Abgrunds züngelten in rebellischer Weise Wellen aufschäumender Gischt himmelwärts. Wie die gebleckten Reisszähne eines Raubtiers, das bereit war, sein Opfer zu packen. Stets bereit,

todbringend zuzuschnappen. An der Seite des Jünglings lief aufgeregt kläffend ein kleiner weisser Hund.

Wollte dieser den naiv nach oben schauenden Mann vor dem Abgrund warnen?

Schon drohte der offensichtlich dem Tode Geweihte, in den Schlund des Abgrunds zu stürzen. Dieser würde ihn dann unwiderruflich verschlingen. Aller Gefahr zum Trotz hatte die Karte dennoch auch etwas Vergnügliches an sich.

Die Sonne strahlte am wolkenlosen Himmel und verlieh der Szenerie eine leichte Heiterkeit. Am Fuss der Karte stand in schwarzen Lettern geschrieben »*The Fool*«.

Weder wusste er, was das bedeuten sollte, noch konnte er sich einen Reim darauf machen, was diese eigentümliche Karte in seiner Morgenzeitung zu suchen hatte.

Schliesslich beschloss er, diese für eine zumindest bei ihm definitiv erfolglose Spielerei werblicher Art einfallsreicher Kaufleute der Stadt zu halten, die damit den Absatz ihrer Waren zu fördern gedachten. Kopfschüttelnd platzierte er die Karte wieder auf der nun ausgelesenen Zeitung, legte diese halbwegs ordentlich glattstreichend zusammen und ging nachdenklichen Schrittes zum grünen Kachelofen in der Ecke des Raumes.

Hier deponierte er die Zeitung auf einem Stapel, der Luise als Anzündmaterial für das Buchenholz diente, das gut durchgetrocknet in einer Nische unter dem Ofen aufgeschichtet war.

Das Schlagen der grossen Standuhr in der Ecke des Raumes liess ihn aufzucken. Sieben Uhr. Er hatte bei der Lektüre der Zeitung die Zeit vergessen.

Kurz dachte er nach, ob gleich in der Frühe wichtige Termine anstanden. Es wolle ihm jedoch keiner einfallen. Entschlossen ging er in den Flur. Hier angekommen griff er nach seinen Schuhen, entnahm die Schuhspanner aus Zedernholz, schlüpfte mittels eines Schuhlöffels hinein und verschnürte sie.

Dann legte er sich einen Schal um, stieg in einen halblangen schwarzen Wollmantel, setzte die ebenso schwarze Melone auf und ging vergnügt zur Arbeit.

4

Schwester Petula durchschritt den Kreuzgang auf dem Weg zu den Laudes Matutinae, dem liturgischen Morgenlob ihres Ordens. Wie ihre Schwestern war sie angehalten, die Laudes als eine der vornehmsten Gebetsstunden anzusehen und gebührend zu feiern. Ihre Gemeinschaft sah die Laudes als Ausdruck der Heiligung der Morgenstunde. Es durfte erst dann etwas unternommen werden, wenn eine Schwester jeden ihrer Gedanken Gott geweiht hatte.

Warum nur müssen diese vermaledeiten Laudes stets im Licht des anbrechenden Tages beginnen?

Sorgsam ermahnte sie sich, jetzt und künftig besser auf ihre Gedanken zu achten. Versuchte zu kontrollieren, dass sie nicht versehentlich losfluchte. In letzter Zeit passierte ihr dies öfter. Immer wieder ertappte sie sich dabei. Fragte sich, ob es richtig sei, Nonne zu sein, ohne je so etwas wie dem Ruf gefolgt zu sein.

Sie war spät dran und so stimmte sie auf der Schwelle zum Kirchenportal den dafür vorgesehenen Versikel an: »Oh, Gott, komm mir zu Hilfe.«

Müde, fast ein wenig mechanisch kamen ihr die ersten Worte dieser Danklitanei über die Lippen.

Erst als sie diese Zeilen gesprochen hatte, spürte sie, wie ungemein zutreffend diese Worte gerade in ihrer Situation waren.

Als junges Mädchen, hatte ihr Vater, ein reicher Textilindustrieller aus Winterthur, sie in eine klösterliche Gemeinschaft wegsperren lassen. Dies tat er, um eine nach Meinung der Familie nicht standesgemässe Liaison mit

einem - ebenfalls ausschliesslich Ansicht der Familie - Taugenichts zu unterbinden.

Die erste Vorsteherin, die sich selbst Äbtissin Ursula nannte, eigentlich eine Priorin, und die sie als gerade einmal 16jährige Novizin unter ihre Fittiche nahm, zeigte ein grosses Herz. Sie war wahrlich berufen. Durch sie wurde die Vorstellung, ein Leben als von der eigenen Familie unter den Schleier gezwungene Nonne zu führen, zumindest einigermaßen erträglich.

Doch die Gemeinschaft steckte voller Überraschungen. Es war voll triebhafter Schwestern wie Bernadette, die Fette in der Küche, die sich immer wieder neue Favoritinnen unter den Schwestern aussuchte.

Insbesondere die Novizinnen hatten es ihr angetan.

Auch Petula schien sie mit den Augen bereits auszuziehen, warf ihr glühende, eindeutige Blicke zu. Ohne körperliche Zuwendungen fielen die Essensrationen der Novizinnen äusserst spärlich aus. Während Petula beobachtete, wie einige Novizinnen von Tag zu Tag spürbar zulegten, zog sie es vor, weiterhin schlank zu bleiben.

Noch schwiegen die beiden Glocken im Turm der Kirche. Schon bald riefen sie zur Morgenandacht. Sie musste sich beeilen. Durch die wie immer nur angelehnte Eingangstür auf der Westseite der Kirche trat sie ein. Diese bildhaft offenstehende Tür sollte alle in eine bessere Zukunft einladen. Es verhält sich damit wie mit der durch den Tod am Kreuz geöffneten Tür zum Paradies. Der Blick auf die göttliche Dreifaltigkeit ist endlich wieder frei gegeben.

Oder war der Gekreuzigt selbst die Tür? Sie hatte glatt vergessen, was die Äbtissin hierüber erzählt hatte.

Jedenfalls sollte die Tür Besuchern der Klosterkirche stets offenstehen. Diese sollten Gott kennen lernen, als jemanden, der allen Menschen seine Tür öffnen will.

Vorausgesetzt, sie brachten ihm die nötige Demut entgegen.

Dann vermochte diese Tür förmlich, von Angst und Schuld zu befreien, vermittelte Mut und Sicherheit. Sie konnte Hoffnung wecken und ermutigte zu neuen Taten. Sie spendete Trost, verwandelte sogar tiefe Trauer in Freude. Und sie führte aus dem Dunkel, symbolisiert durch das am Tabernakel im Altarraum endlos vor sich hin flackernde ewige Licht. Immerhin hatte die Äbtissin darauf verzichtet, den Türrahmen – wie einst im biblischen Ägypten – mit dem Blut geschlachteter Ziegen zu tränken.

Bislang zumindest.

Tief in Gedanken versunken, glitten die Fingerspitzen ihrer rechten Hand müde und oberflächlich in das Weihwasserbecken, um sich damit zu bekreuzigen. Flugs schritt sie unter der Empore mit der Orgel hindurch an den Beichtstühlen vorbei in Richtung Sakristei. Dabei passierte sie einen kleinen von zahlreichen Andachtskerzen eingerahmten Marienaltar in einer der beiden Seitennischen. Wie von der Priorin angemahnt, ging sie auf beide Knie und betete stoisch ein Avemaria auf Latein herunter.

Dann spürte sie es.

Irgendetwas war anders als sonst.

Warum war es heller als gestern?

Was roch da so seltsam?

War das etwa Weihrauch?

Die Kerzen auf dem Altar waren angezündet. Schon erschrak sie bei dem Gedanken, sie könnte versäumt haben, diese am Vorabend zu löschen.

Was war da hinter dem Abendmahlskelch und dem grossen Evangelienbuch auf dem Altar?

An den Kniebänken vorbeihuschend näherte sie sich dem Altar. Spätestens als sie sah, dass der Weihrauch aus der Hostienschale aufzusteigen schien, realisierte sie, dass definitiv etwas anders war als am Vorabend.

Erschreckend anders.

Vor dem Betreten des Altarraums beugte sie ihr rechtes Knie und bekreuzigte sich erneut, bevor sie die drei Stufen zum Altar emporstieg.

Dann sah sie es.